



Wunderkammer & Freiheitsraum

Michael Schmitt über das Lesen mit Herzblut

»Nein, eine Wandtafel mit wohlsortiertem Inhalt ist das Leben nicht ...«, steht als ein Motto über dem Bildsachbuch »Die Welt in der Wunderkammer«. Das klingt für sich genommen ein bisschen abgedroschen, aber ist es deshalb falsch? Alexandre Galand und Delphine Jacquot weisen damit schließlich nicht mehr als einen ersten Zugang zum Inhalt jener Wunderkammer, zu der ihr Buch selbst ebenfalls geworden ist. Was seit der Renaissance in fürstlichen Sammlungen und Akademien, später in Museen, in Kuriositätenkabinetten oder auf Weltausstellungen zusammengetragen worden ist, schillert in diesem Werk als Welt und Weltbild in ständigem Wandel: als Wandel des faktischen Wissens, als Wandel der Vorstellungen, die man sich anhand dieses Wissens macht, und als Wandel der Einstellungen der Menschen zu sich selbst. Alles ist Bewegung und Veränderung, dargeboten in breit angelegten Dioramen, in Einzeldarstellungen und Texten, in der Fluktuation von Deutungen und Bedeutungen, als Gewinn an Mündigkeit im Ganzen wie als Zeichen von Geringschätzung ferner und fremder Kulturen im Einzelnen.

Wer den Wegen folgt, wird bei Berichten über frühe Entdecker und bei Sachbüchern über den bedrohten Reichtum der Natur landen, bei Geschichten über die Unterdrückung indigener Völker oder bei Büchern über die Raumfahrt. Derart in dem Buch zu lesen und das Gelesene mit anderen Lektüren in ständig neue Verbindungen zu bringen, macht Lesen als Zugang zur Welt eigentlich erst aus, denn »lesen« ist mehr als eine Sozialtechnik; aber es handelt sich dabei eingestandermaßen um ein Privileg, das nicht jedem gewährt ist. Es ist im Idealfall eine raffinierte Art des Spiels mit der Vielfalt in der Welt und mit dem eigenen Platz darin, und es gehört dazu, dass es nicht immer nur spaßig zugeht. Und schon gar nicht: unverbindlich. Bücher und Bilder erschaffen Resonanzräume für das eigene Erleben. In Nina LaCours Roman »Alles okay«, der vor al-

lem von Trauer und von Vertrauensverlust handelt, sind es Werke von Gabriel Garcia Marquez, Charlotte Bronte, Henry James oder Frida Kahlo, in denen die Heldin Marin und damit auch die Leserinnen und Leser jeweils etwas von sich selbst erkennen können. Vor allem dieses Angebot macht das Buch zu mehr als einer austauschbaren Geschichte über den Abschied von Jugend und Geborgenheit. Und wer den Impuls aufnimmt, wird nicht nur unmittelbare Artikulationshilfen für eigene Nöte finden, sondern Vorstellungen davon entwickeln, wie unterschiedlich Geschichten formuliert und Akzente gesetzt oder auch ausgeklammert werden können.

Deshalb muss hier noch ein Buch genannt werden, das zwar nicht für junge Leser geschrieben worden ist, aber vor allem von unbehausten jungen Menschen erzählt, vom Zerfall einer amerikanischen Mittelschichtenfamilie genauso wie vom Schicksal jener Kinder, die aus Mittelamerika kommend auf Zügen, zu Fuß und oft allein an der mexikanisch-amerikanischen Grenze stranden, von Schleppern verlassen, von Grenzschützern und vom Tod in der Wüste bedroht. Valeria Luisellis Roman »Archiv der verlorenen Kinder« ist keine angenehme Lektüre, aber ein klarer Spiegel für den Umgang mit solchen Katastrophen: für die Nachrichten aus dem Flüchtlingslager Moria auf der Insel Lesbos wie für Berichte oder Romane, die Menschen aller Altersgruppen mit ähnlichen Fällen konfrontieren möchten. Für die drastischen, etwa Anoush Elmans und Edward van de Vendels »Der Glücksfinder«, oder die melancholischen wie Anne-Laure Bondouxs »Die Zeit der Wunder« (beide Carlsen), für die detaillierten wie Dirk Reinhardts

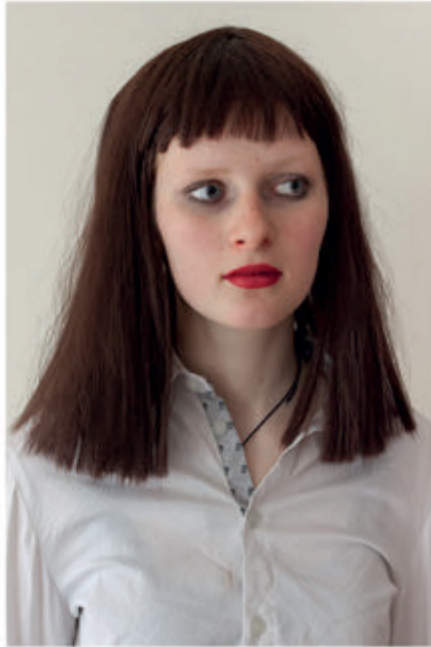


»Train Kids« (Gerstenberg) und sogar für die melodramatischen wie Anna Kuschnarowas »Kinshasa Dreams« (Beltz & Gelberg). Keines dieser Bücher ist wie das andere, und auch Luisellis Roman ist mit keinem vergleichbar, aber sie alle klingen in ihren Stärken und Schwächen zusammen, wenn Valeria Luiselli »Archiv« erst einmal geöffnet ist. So intensiv zu lesen sei ein Akt des Widerstandes, hat der Literaturwissenschaftler Hans-Ulrich Gumbrecht jüngst erklärt, ein fordernder, manchmal auch überfordernder Freiraum, in dem man sich jedoch bewegen könne, ohne instrumentalisiert zu sein. Das ist ein Privileg, wie gesagt. Kostbar ist es auch.

Bibliographie

- Alexandre Galand & Delphine Jacquot: Die Welt in der Wunderkammer**, Deutsch von Anke Wagner-Wolff, Hildesheim: Gerstenberg 2020, 48 S. | € 22,70 | ab 10.
Nina LaCour: Alles okay, Deutsch von Sophie Zeitz, München: Hanser 2019, 206 S. | € 16,50 | ab 14.
Valeria Luiselli: Archiv der verlorenen Kinder, Deutsch von Brigitte Jakobeit, München: Kunstmann 2019, 432 S. | € 25,70

Michael SCHMITT, Wiesbaden, ist Literaturredakteur mit Herzblut bei 3sat und schreibt u.a. für die »Neue Zürcher Zeitung«, die »Süddeutsche Zeitung« und für den »Deutschlandfunk«.



Ute Behrend:

Bärenmädchen | Beargirls
 Köln: BUMMBUMM BOOKS 2019
 128 S. | € 45,- | (dt./engl.)
 ISBN 978-3-948059-00-2
www.bummbummbooks.de



Rückzug in den Schutzraum

Die Mädchen eines Indianerstamms verbringen ihre Pubertät etwas abseits und in große Bärenfelle gehüllt. So behütet können sie sich ungestört entwickeln. Dieser von der Fotografin Ute Behrend erfundene und an den Anfang des Buchs gesetzte Mythos bildet die narrative Klammer der folgenden 48 Doppelseiten, auf denen je zwei Fotografien dialogisch einander zugeordnet sind, also eine Erzähleinheit bilden. Der Erzählzusammenhang – der Fotopaare wie der ganzen Serie – ist nicht unmittelbar evident. Der vorangestellte Mythos umreißt aber jedenfalls den thematischen Raum: weibliche Adoleszenz, und bestimmt auch weitgehend den topographischen: Natur, Wald, Rückzugsräume, Randgebiete. Durch die mehrfache Inszenierung – auf den Ebenen der Bildkompositionen und -kombinationen, der Requisiten und auch der Porträtierten – wird auf Stoffe und Motive aus Mythen, Märchen und anderen Erzähltraditionen verwiesen.

Natürlich ist »Bärenmädchen« eine fotokünstlerische Arbeit, kein Bilderbuch, keine graphische Erzählung, sondern ein Kunstbuch. (Vgl. den Beitrag von Hans ten Doornkaat, S. 34ff.) Die Fotografien sind eben nicht »Bebilderung« des vorangestellten Bärenmädchenmythos, ihre Zusam-

menstellung wie ihre Abfolge gehorcht keiner sichtbaren linearen Dramaturgie (wie es in textlosen Bilderbüchern de Fall ist), sondern basiert auf der Entscheidung der Künstlerin (die im Übrigen ihre Intention und Arbeitsweise in einem lesenswerten Interview im Anhang erörtert.) Leser*innen müssen sich die Bedeutung jeder Doppelseite selbst erschließen. Kaum eine*r wird aber ratlos vor dieser »visuellen Erzählung« stehen, sondern sie in einen Zusammenhang bringen mit eigenen Erfahrungen, mit unterschiedlichen literarischen und popkulturellen Kontexten. Und jede*r wird sie auf der Folie jener Bilder von jungen Frauen anschauen und lesen, wie sie allgegenwärtig sind im öffentlichen Raum und unterschiedlichen Medien. Die Fotografien in »Bärenmädchen« sind dazu ein Gegenentwurf. Ute Behrend schaut mit einem anderen Blick auf die porträtierten Mädchen, schickt sie nicht etwa auf einen Laufsteg in der Wildnis, stört sie nicht in ihrer Zurückgezogenheit, zieht ihnen nicht das Bärenfell ab.

»Bärenmädchen« ist – nicht nur, aber auch – eine spannende Ergänzung zur Lektüre jener Bücher, die Jana Sommeregger in ihrem Beitrag nebenan empfiehlt.

Franz Lettner